



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1901. * № 4.

Prinzeß Hummeln.

Novelle von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Aufbau der Fontäne auf dem Marktplatz zu Elwersburg bestand aus zwei Figuren römischer Gladiatoren; der eine lag besiegt am Boden, und aus einer klaffenden Wunde spritzte als sein Blut ein mächtiger Wasserstrahl in die Luft; der andere aber schickte sich soeben an, dem ersteren den Gnadenstoß zu geben, und spuckte sich, mit Verlaub zu vermelden, dazu erst noch einmal in die Hände, was der Künstler ebenfalls mit Hilfe eines Strahls sehr naturalistisch veranschaulicht hatte. Uebrigens hatte der regierende Herr bei dem Antritt seiner Herrschaft den Brunnen durch einen anderen ersetzen wollen; die Bürgerschaft aber schickte ihm, als dies verlautbarte, schleunigst eine Deputation aufs Schloß und bat allerunterthänigst, das schöne Werk doch gnädigst Elwersburg belassen zu wollen. Und schließlich sollten Serenissimus amüsiert entgegnet haben: „Na, wenn ihr's denn durchaus wollt, so mag der Kerl meinetwegen weiterspucken, solange es bei ihm reicht!“

Willröder hatte soeben einen langen Brief an seine Mutter geschrieben und überlas die letzte Seite noch einmal.

„Lotti Petershagen hat sich doch mehr verändert, als ich zuerst glaubte. Hat die Hoflust ansteckend auf sie gewirkt, oder trägt sie an irgend einem geheimen Schmerz, oder hat sie mir, wozu ich freilich meines Wissens keine Veranlassung gegeben habe, etwas übel genommen? Kurz, sie ist merkwürdig reserviert mir gegenüber. Freilich gilt sie überhaupt als „die Unnahbare“; der Eiszapfen wird sie auch genannt, wie denn hier ein jeglicher seinen Epithnamen haben muß. Jedenfalls kann ich, so liebenswürdig, ja herzlich sie mich empfing, als ich ihr meinen ersten Besuch abstattete, nicht mehr recht auf den früheren kameradschaftlichen Fuß mit ihr kommen, und das thut mir bitter leid. Freilich — vielleicht ist es gerade so, wie es ist, auch am besten!

Wie es mir sonst geht, Du Teuerste, Du gute, liebe Mutter? Ueber Verdienst und Würdigkeit gut. Die dienstlichen Verhältnisse sind so angenehm wie möglich; mein Kapitän verbindet spartanische Strenge — am rechten Ort — mit atheniensischer Milde, die herbe Praxis mit freundlicher Theorie; er hat nämlich schon zwei Jahre die breitgestreiften Höslein des Generalstabs getragen und wird wohl

demnächst wieder in die große Bude am Berliner Königsplatz einziehen. Die Kameraden sind riesig nett, und von Elwersburg und seinen Bewohnern kann ich nur das Rühmlichste melden. Ja, wirklich, mein herrliches Mutterchen, ich werde ein wenig vermöhnt. Das ist nicht mein Verdienst, alles wohl eher als dies! Aber da Serenissimus sich meiner in der Erinnerung an Papa so überaus huldvoll annimmt, so verhätscheln mich auch alle übrigen Leuten. Das ist nun hier einmal nicht anders! Du hättest mal sehen sollen, was meine brave Wirtin, Frau Bäcker — Bardon, Frau Hofbäckermeister Wunderlich, für Augen machte, als ich die erste Einladung

gez. „Im Allerhöchsten Auftrage: L'Étrange, Oberstleutnant, Flügeladjutant Seiner Hoheit und stellvertretender Oberhofmeister.“ Du mußt nämlich wissen, der gute Oberstleutnant — übrigens Lottis eifrigster, freilich ganz, ganz väterlicher Verehrer — vereinigt in seiner Person fast den ganzen männlichen Hofstaat, samt dem Zivil- und Militärkabinet. Nur eines Oberjägermeisters erfreuen wir uns noch, der aber allein jagen muß, denn der Herr ist bei seinem Augenleiden kein Nimrod, und der Erbprinz findet die kaiserlichen Jagden ergiebiger als die von Elwersburg.

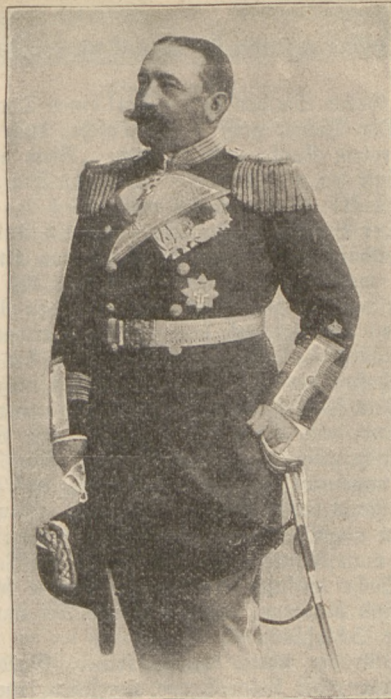
Nun soll ich Dir gewiß etwas von der fürstlichen Tafel erzählen, mein Mutterchen. Es gab also meinem simplen Leutnantsverstand nach großartig zu essen und zu trinken. Aber im übrigen ging es ganz natürlich, ja einfach zu. Nicht viel anders etwa wie bei irgend einem reichen Agrarier, bei dem man im Manöver im Sektquartier liegt. Die Fürstlichkeiten tragen heut für täglich eben keine Krone mehr auf dem Haupte, sie geben sich wie andere Menschenkinder auch. Ich hatte die Ehre, Fräulein v. Heldberge zu Tisch zu führen, eine verhußelte Marielle, Hofdame der verewigten Fürstin; Lotti aber saß zu meinem Trost an meiner anderen Seite. Und bei einem großen Tafelauffatz vorbei konnte ich außerdem zu unfremem liebreizenden Prinzeßchen hinüberblinzeln, soviel es die Etikette erlaubte. Auch geruhte besagtes kleines Wunderkind von Prinzeßin, mich nach dem Diner einer Ansprache zu würdigen.

Das war nun wieder sehr komisch. Ihre Durchlaucht kamen nämlich, wohl zum Entsetzen der Frau Oberhofmeisterin, anstatt mich zu sich entbieten zu lassen, auf mich zu, der ich kaum Zeit hatte, meine Mokkaschale in eine Ecke und mich selbst in unterthänigste Positur zu setzen. Und dann fragten Prinzeßchen hintereinander ohne jeden Abfaz: „Sie finden Elwersburg scheußlich, nicht wahr? Tanzen Sie gern, Herr v. Willröder? Tanzen Sie gut? Spielen Sie auch Lawn Tennis?“

Die Antwort wäre für mich ja sehr schwer gewesen. Aber Durchlaucht überhoben mich der Sorge um das passende Wort, denn sie antworteten selbst: „Langweilig ist Elwersburg, aber doch sehr nett. Ich tanze leidenschaftlich, aber jetzt im Sommer spiele ich doch lieber Tennis.“

Churfurchtsvoll tiefe Verbeugung meinerseits.

Darauf sofort eine zweite Serie von Fragen



Kapitän zur See Karl Kretschmann †.

(S. 27)

Nach einer Photographie von Ferd. Urbahn's in Kiel.

zu einem Diner bei Hofe erhielt — das heißt als Oberstleutnant L'Étrange im allerhöchsten Auftrage zu befehlen — nein, das stimmt ja auch noch nicht! Mit der Hofsprache hapert's bei Deinem großen Jungen immer noch. Also: als ich zum erstenmal zur Tafel befohlen wurde,

gleich mit den dazugehörigen Antworten. „Waren Sie schon in Berlin? Im nächsten Winter will mich Papa einmal dorthin mitnehmen. Aber ich möchte eigentlich lieber mal nach Wien. Wien denke ich mir herrlich, und die Menschen sollen dort so gemütlich sein. Sie waren doch gewiß schon in Wien, an der schönen blauen Donau, Herr v. Willröder?“

Nun kam ich endlich dazu, mein unterthänigstes Bedauern auszusprechen, daß ich die Kaiserstadt noch nicht gesehen habe. Und ich wollte gern noch hinzufügen, daß es mir in Elwersburg sehr gut gefiele, da schob sich Lotti Petershagen an die Prinzessin heran, mit einem angeblichen Auftrag von Serenissimus. Das Prinzesschen nickte mir noch einmal zu und tänzelte mit der dem holden Wesen eigenen Grazie davon. Ich aber hatte wohl bemerkt, wie der Drache der Etikette, die Excellenz Eggestrom, und nicht Seine Hoheit der Fürst, Lotti abgehandelt hatte, und ich hab's auch Lotti gesagt.

Nun wirst Du meinen, die Prinzessin sei nichts als ein kleiner Rindskopf, mit Verlaub zu sagen. Aber Mutterchen, das trifft doch nicht recht zu. Sie ist nur so von Herzen

liebenswert, möchte jedem gern eine Freundlichkeit erweisen, und bei ihrem starken Temperament überlegt sie nicht lange, wie sie's anfangen soll. Und wenn Du sie einmal sehen könntest, dann würdest Du auch über dem unaussprechlichen Liebreiz der Sprecherin die vielleicht wenig passenden Worte ganz übersehen. Man hat außerdem stets das Gefühl, daß hinter dieser reizenden Stirn doch mehr steckt, als die schwellenden Kinderlippen aussprechen. . . .

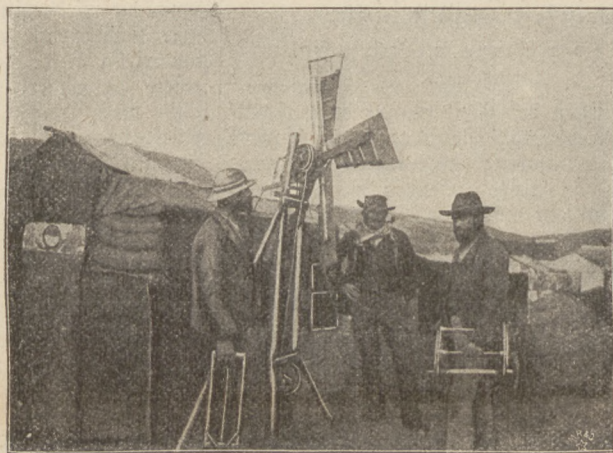
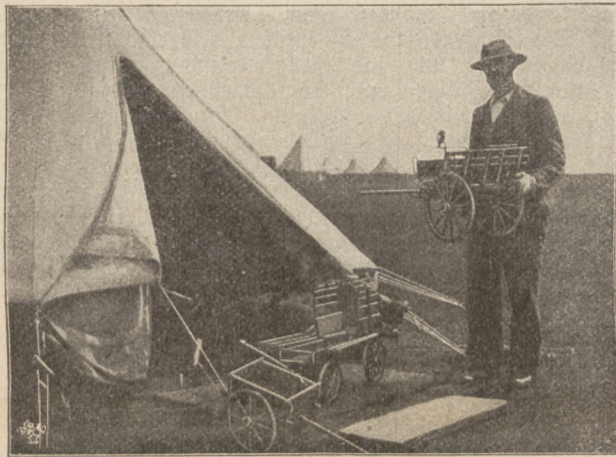
Hier hatte Willröder abgebrochen. Und wie er, auffchauend, durch das weit geöffnete Fenster nach dem Schloß zu blickte, da sah er dem Prinzesschen leibhaftig gerade ins Angesicht.

Raum zwanzig Schritte von seinem Hause entfernt, schritt Prinzessin Ulrike nämlich den Bürgersteig entlang, begleitet von Fräulein v. Petershagen, während ein Lakai langsam und würdevoll hinterdrein ging.

Der Schreibtisch stand unmittelbar am Fenster, und das Erdgeschoß war so niedrig, daß die beiden Damen Willröder sehen mußten, sobald er den Kopf von seiner Schreiberei aufhob. Das geschah denn auch, obwohl er seinen Stuhl unwillkürlich einen Schritt zurück-

schob. Er sah auch, daß er erkannt worden war; über das Gesichtchen der Prinzessin huschte ein kleines Lächeln, Lotti Petershagen dagegen warf, wie er zu bemerken schien, die Lippen auf. Das verdross ihn; so lehnte er sich ganz weit zurück, um nicht grüßen zu müssen und der Prinzessin den Gegengruß zu sparen. Aber an der Gardine vorbeiliegend, sah er doch, wie Ihre Durchlaucht sich zu der Hofdame wandte, wie Lotti dann mit einem herben Ausdruck die Achseln ein wenig hochzog, und er kombinierte: jene hat gefragt: „War das nicht Herr v. Willröder dort am Fenster?“ und diese hat gegen besseres Wissen entgegnet: „Ich weiß nicht, Durchlaucht, ich habe nichts gesehen.“ Und diese Kombination verdross ihn.

Es war Wochenmarkt heute, und der Marktplatz ziemlich belebt. Als die Prinzessin gerade vor der Thür des Hauses, in dem Willröder wohnte, vorüberschritt, hob eine dort hockende alte Frau bettelnd die Hände zu ihr empor. Sofort stürzte die heilige Hermandad in Gestalt des die Marktordnung bewachenden Stadtkonstablers auf die Bettlerin zu, und erst dadurch wurde die Prinzessin recht auf diese aufmerksam. Sie blieb stehen und sagte mit



Gefangene Buren auf St. Helena vertreiben sich die Zeit mit dem Bau von Modellen. (S. 27)

ihrem Silberstimmchen: „Aber so lassen Sie doch die arme Frau! — Wollten Sie was von mir, Mütterchen?“

„Eine arme Witwe, allergnädigste, großmütigste Prinzessin — acht Kinder zu ernähren — kein Brot im Hause — haben Sie Erbarmen mit einer alten Witfrau —“

„Durchlaucht wollen gnädigt verzeihen — diese aufbringliche Person —“ wagte der Konstabler einzuwerfen, dem wahrscheinlich schon die Angst um den zu erwartenden Verweis die Kehle halb zuschnürte, und er packte die Alte zum zweitenmal an der Achsel.

„So lassen Sie doch die arme Frau!“ Diesmal klang der Ton, in dem die Prinzessin sprach, schon ganz durchlauchtig. Und ohne auf die leise Warnung der Hofdame zu hören, griff sie in die Tasche und brachte nach einigem Suchen wirklich ein kleines, ganz winziges Schildkrotportemonnaie zum Vorschein. Sie öffnete es auch, aber dann schloß sie es sogleich wieder, und eine dunkle Röte übergoß ihr Gesicht. Unerhört: das Portemonnaie Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Ulrike war leer.

Wozu aber hat man eine Hofdame. Halt, das war ein rettender Gedanke! „Bitte, Fräulein v. Petershagen, geben Sie der armen Frau doch etwas!“

Worauf Fräulein Lotti v. Petershagen in die Tasche griff und nun ihrerseits ein wenig errötete. Wozu hat man denn aber einen Lakaien hinter sich. Schnell entschlossen drehte sie sich um. „Mädler!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Geben Sie der Person dort einen Thaler!“

Der Diener griff in die Tasche, auch schon mit rottem Kopf, und meldete: „Bitte unterthänigst zu verzeihen — ich habe kein Geld eingesteckt! Aber soll ich vielleicht —“

Der Bankrott war also allgemein und unbestreitbar! Und der halbe Markt von Elwersburg war dessen Zeuge. Und wie der Vertreter der heiligen Hermandad an den Müffel dachte, der ihn auf dem Rathause erwartete, so dachte Fräulein v. Petershagen an die Frau Oberhofmeisterin, so dachte der Lakai an einen Verweis seitens des strengen Weingärtner.

Nur dem Prinzesschen machte die Sache augenscheinlich ungeheuren Spaß. Sie lachte ganz unprinzesslich laut und herzlich, und dann sagte sie zu der Bettlerin, die sie mit erstaunten Augen anguckte, auch schon etwas verängstigt, denn man konnte nicht wissen, wie die Polizei die Sache auffaßte: „Gute Frau, Sie sehen, wir sind blutarm. Aber kommen Sie nachher in die Schloßküche.“

Willröder hatte, hinter seinen Gardinen verborgen, die kleine Scene angesehen, und er hatte herzlich lachen müssen. Als aber auch der Lakai sein Unvermögen erklärte, einen Thaler aufzubringen, setzte er ohne jede weitere Ueberlegung schnell die Mütze auf und eilte auf die Straße. Er wollte Lotti Petershagen wenigstens nicht in Verlegenheit lassen. Und so trat er mit dem Portemonnaie in der Hand auf die kleine Gruppe zu, den entsetzten Blick der Hofdame und ihr verzweifeltes Blinzeln erst im letzten Moment bemerkend.

Nun aber war es zu spät.

Denn kaum hatte Prinzesschen ihn und das Portemonnaie in seiner Hand gesehen, als sie, immer noch fröhlich lachend, meinte: „Ach, Herr v. Willröder . . . das nenne ich aber Hilfe in der Not!“

Und gleichzeitig streckte sie die Rechte aus, und ehe er es sich versah, lag das alte abgegriffene Portemonnaie in der kleinen Hand.

Rings im Kreise standen, wie zu Bildsäulen erstarrt, Fräulein v. Petershagen, der fürstliche Lakai, der Polizeidiener, die alte Bettlerin und zwei Duzend Marktbefucher.

Aber Prinzesschen schien weder die stumme Verzweiflung der einen noch das Staunen der anderen zu bemerken. Im Gegenteil. Ganz gegen alle Gewohnheit langsam und gemessen klappte sie das Portemonnaie auf, befaß sich mit erschreckender Indiscretion den Inhalt, nahm aufs Geratewohl ein paar Geldstücke: „Hier, gute Frau!“ und reichte dann dem jungen Offizier sein Eigentum zurück.

Und nun sollte erst das Unerhörteste kommen!

Anstatt eines einfachen „Danke, Herr v. Willröder!“ sagte die Prinzessin Ulrike nämlich — und keineswegs mit übermäßig gedämpfter Stimme: „Das war aber mal lieb von Ihnen, Herr v. Willröder!“ Und dann: „Haben Sie aber viel Geld! Und ich dachte immer, die Leutnants hätten alle kein Geld!“ Nichts noch einmal und schritt dann endlich weiter.

Ein dicker Schlächter, der von seiner Bude herangeeilt war, warf seine weiße Mütze in

die Höhe und brüllte wie ein gestochenes Kalb: „Unsere allergnädigste Prinzessin soll leben!“ Einige zwanzig Stimmen fielen begeistert ein, aus einem halben Hundert von Fenstern steckten der ehrsame Spießbürger und die Frau Spießbürgerin ihre respektiven Köpfe.

Leutnant v. Willröder aber schritt — nun doch mit etwas gemischten Empfindungen — in seine Wohnung zurück. Er konnte sich des unsicheren Gefühls nicht erwehren, eine ungeheure Dummheit gemacht zu haben. Und doch freute er sich deren; jedenfalls beäugte er das Portemonnaie von allen Seiten, als sei es ein Wunderstück geworden, und dann packte er den Inhalt aus und schloß den leeren Behälter sorgsam fort. Nun er jetzt das auf der Schreibtischplatte liegende Geld sah und überzählte, kam seine gute Laune zurück. Er mußte lachen.

„Vierundvierzig Mark und achtundsechzig Pfennig — am Dritten des Monats! Und das nennt die liebe kleine Prinzessin viel Geld!“ ...

Es sollte heute ein schwerer Prüfungstag für Fräulein v. Petershagen werden.

Zuerst schritt sie wortlos neben der Prinzessin her; genau einen halben Fuß halblinks rückwärts, mit ganz gemessenen Schritten, während Ihre Durchlaucht wie gewöhnlich lebhaft trippelte, den Kopf im Nacken, mit der rechten Hand den Griff des Sonnenschirms fest umspannend.

Sie hatten noch etwa zehn Minuten bis zu ihrem Ziel zu gehen, der höheren Mädchenschule, deren Protektorat die Prinzessin jüngst an ihrem letzten Wiegenfeste zu übernehmen geruht hatte.

Eine kleine Weile hielt es die kleine Durchlaucht aus, nicht zu sprechen. Vielleicht arbeitete in ihr auch noch irgend ein außergewöhnlich interessanter Gedanke nach. Dann lugte sie, ein wenig ängstlich und doch auch wieder belustigt, zu ihrer Begleiterin hinüber. Und dann fragte sie endlich mit einem ganz leisen komischen Seufzer: „Nun sind Sie wohl wieder böse? Nun habe ich wohl schon wieder eine Dummheit gemacht?“

Fräulein v. Petershagen seufzte auch, aber es klang nicht komisch, sondern es kam so recht aus tiefstem Herzensgrunde, wenn es auch schicklicher Weise sehr leise geschah.

„Eine große Dummheit?“ fragte Prinzessin noch einmal und drängte sich ein wenig näher an die Hofdame.

„Eure Durchlaucht wollen mir gnädigst die Antwort erlassen.“

„Dann muß es wirklich eine sehr große Dummheit gewesen sein. Den Ton kenne ich von Excellenz Eggeström. Und Sie kopieren ihn auch nur — er ist nicht echt!“ Prinzessin schürzte die Lippen ein wenig mißmutig. Aber ihr gutes Kinderherz brach gleich wieder durch. „Es ist ein rechtes Unglück, daß ich immerfort Dummheiten mache! Und ich mein's immer so gut! Und daß Sie nun böse sind — gerade Sie —!“

Keine Antwort.

„Lotti!“

„Durchlaucht befehlen?“

„Bitte, bitte, brummen Sie doch nicht so mit mir. Das kann ich ja gar nicht aushalten. Wenn die alte Eggeström mal brummt oder die Heldberge mault, dann ist mir das ganz wurst.“

„Aber gnädigste Prinzessin —“ Fräulein v. Petershagen mußte nun doch wider Willen lächeln.

„Ach so: das darf ich wohl gar nicht sagen? Mein Gott, was ich aber auch alles nicht sagen darf. Als ob Wurst nicht eine ganz schöne Sache wäre! Und wenn mein teurer Herr Bruder so etwas sagt, dann finden es alle Leute sehr originell. Na — der sagt noch

ganz andere Dinge. Ja, also, wenn Excellenz Eggeström mir eine Vorlesung über irgend eine meiner Dummheiten hält, dann ist mir das ganz gleich, aber Sie — Sie dürfen nicht böse mit mir sein!“ Da waren schon wieder die unwiderstehlichen Schelmengrübchen und der Aufschlag der großen Augen, dem niemand zu widerstehen vermochte, und der süße Ton in der Bitte: „Seien Sie wieder gut! Und, bitte, geben Sie mir mal schnell die Hand!“

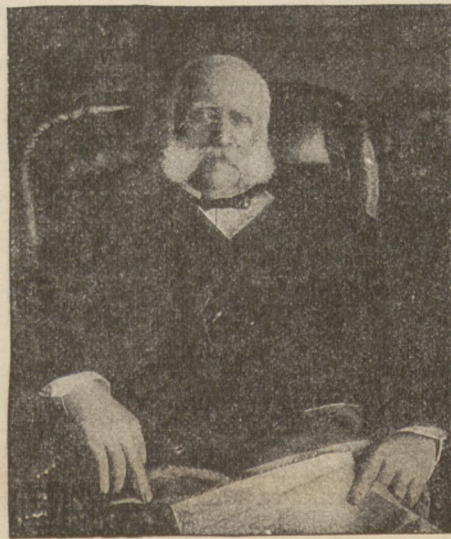
„Aber das geht doch nicht, hier, mitten auf der Straße, Durchlaucht!“

„Doch! Warten Sie mal, ich lasse meinen Schirm fallen, und dann bücken wir uns beide zugleich — Sie müssen mir die Hand geben!“

Da lag auch schon das kleine Seidenkunstwerk auf der Straße, und sie bückten sich beide so schnell danach, daß sie fast mit der Stirn aneinander stießen. Der Lakai sprang vergebens herbei.

Wie sie sich aber wieder aufrichteten, die Prinzessin die Hand der Hofdame immer noch in der ihren, sagte sie leise: „Aber nett fand ich das doch von dem Herrn v. Willröder.“

Und plötzlich zog die Petershagen ihre



Oswald Ottendorfer †.
Nach einer Aufnahme
von Photograph Wilhelm in New York, 624 Madison Ave.

Hand kurz zurück, und es klang wieder un-
gemein kühl, als sie mit einer leichten, aber
förmlichen Verbeugung sprach: „Eure Durch-
laucht wollen verzeihen — dort ist die Schule!“

Wenn Excellenz Eggeström hätte ahnen
können, was Prinzessin Ulrike heute alles an-
stellen würde, hätte sie ihr geliebtes und ver-
ehrtes Sorgenkind sicher nicht der Obhut der
jungen Hofdame allein überlassen. Kein Schnu-
psen der Welt würde sie verhindert haben,
Ihre Durchlaucht persönlich zu geleiten.

Zuerst ging bei dem Schulbesuch noch alles
vortrefflich. Prinzessin benahm sich sogar über-
raschend würdig, als die Schulvorsteherin,
Fräulein Helfrich, sie an der Pforte empfing
und sich unterthänigst für die Ehre des Be-
suchs bedankte. Auch den Gesang der Schüle-
rinnen in der Aula hörte sie andachtsvoll an,
und in der Selektta, wo über die erste schlesische
Dichterschule vorgetragen wurde, gähnte sie nur
einmal leicht — was ihr am Ende nicht gar
zu arg übel zu nehmen war.

Aber in der zweiten Klasse gab es ein großes
Unglück.

Man hatte zwar für Ihre Durchlaucht neben
dem Katheder einen bequemen Stuhl aufge-
pflanzt, aber als die Prinzessin sah, daß sowohl
die Vorsteherin wie die Lehrerin standen, nahm
sie nicht Platz; sie stellte sich vielmehr anfangs
in eine Fensternische in die Höhe der ersten

Bank, schob sich mit der ihr nun einmal an-
geborenen quecksilberigen Unruhe aber bald von
Fenster zu Fenster, bis sie endlich dicht neben
der letzten Bank angelangt war, allwo die
räudigen Schäflein zu sitzen pflegen. Unter die-
sen war ein, mindestens dem Äußereren nach,
allerliebster Notkopf, der dem Prinzesschen un-
gemein gefiel, so gut gefiel, daß sie ihm ein
paarmal freundlich zunickte, was zur Folge
hatte, daß das bißchen Aufmerksamkeit, welches
unter den roten Haaren stecken mochte, schleunigst
entschwand. Als dann die Lehrerin unglück-
licherweise befragten Notkopf nach dem Todes-
jahr Karls des Großen fragte, starrte das
Mägdlein mit dem Ausdruck schiefer Verzwei-
lung um sich; und das that wieder unglücklicher-
weise dem guten Herzen der durchlauchtigsten
Prinzessin so weh, daß sie, schnell in ihrem
nicht übergroßen Schatzkästlein des Wissens
herumkramend, dem Kinde zuraunte: „840“.

Freudestrahlend rief der Notkopf die Jahres-
zahl zum Katheder hinüber.

Darauf gewaltiger Unwille. „Du bist schon
wieder unaufmerksam gewesen — falsch! Be-
finne dich, Minna!“

Ein rückwärts, seitwärts gewandter hilfe-
suchender Blick Minnas, und schließlich die her-
ausgesprudelten vorwurfsvollen Worte: „Aber
Fräulein Prinzessin hat's mir doch selbst vor-
gesagt!“

Das Gesicht des Fürstentandes in Purpur
getaucht; der Notkopf mit Thränen kämpfend;
fünfzehn lachende Backfischköpfe; eine ratlose
Präzeptorin; und endlich die ölige Stimme
der diplomatischen Institutsmama: „Karl der
Große starb 814! Du aber, Minna, schweige!
— Weiter, bitte, Fräulein Müller!“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der Kommandant der „Gneisenau“, Kapitän
zur See Karl Kreischmann, der beim Untergange
des Schiffes den Heldentod auf seinem Posten erlitt,
war am 30. Mai 1871 in die Marine eingetreten.
Am 16. Dezember 1874 wurde er zum Unterleutnant
und am 19. April 1879 zum Oberleutnant befördert.
1892 wurde er Kommandant des „Wolf“ und war
mit diesem Kanonenboot auf der ostasiatischen Station.
1894 wurde er Kommandeur der 2. Matrosen-Arti-
lerieabteilung, im März 1898 Fregattenkapitän und
Kommandeur des Schulschiffes „Sophie“, am 15. März
1900 zum Kapitän zur See und am 4. April zum
Kommandanten des Schulschiffes „Gneisenau“ er-
nannt. — Die gefangenen Buren auf St. Helena
verbringen dort langweilige Tage. Sie vertreiben
sich die Zeit mit dem Bau von allerlei Modellen;
kürzlich konnte man in dem auf der Insel seiner Zeit
von der Englisch-Ostindischen Compagnie erbauten Fort
eine Ausstellung aller Gegenstände sehen, die bisher
von den Kriegsgefangenen angefertigt wurden. —
In New York ist der Herausgeber der deutschen
„New Yorker Staatszeitung“, Oswald Ottendorfer,
gestorben. Er war am 28. Februar 1829 zu Zwickau
in Mähren geboren, beteiligte sich an der Revolution
von 1848/49 und wanderte 1850 nach Amerika aus.
Nachdem er bei der „New Yorker Staatszeitung“ eine
Anstellung als Redakteur gefunden, heiratete er 1859
Frau Anna Uhl, die Witwe des früheren Eigen-
tümers der Zeitung, die sich unter seiner unsichtigen
Leitung zu dem größten deutschen Blatte in den Ver-
einigten Staaten entwickelte. Im Verein mit seiner
Frau hat Ottendorfer nicht bloß in New York, sondern
auch in seiner Heimat eine Reihe großartiger Wohl-
thätigkeitsanstalten geschaffen, die dem Namen beider
ein unvergängliches Andenken sichern. — In der
deutschen Reichshauptstadt naht ein Bauwerk seiner
Vollendung, das dem Verkehr ein neues Mittel ersten
Ranges zur Verfügung stellen soll: die elektrische
Soh- und Untergrundbahn von Siemens & Halske
in Berlin. Sie ist zur Ergänzung der Stadtbahn
bestimmt, die nur den Osten und Westen der Stadt
über den Norden und einen Teil des Zentrums hinaus
verbindet, ist im ganzen 10,4 Kilometer lang und

Hirschjagd in den schottischen Hochlanden.

(Mit Bild auf Seite 29.)

Für die englische Hocharistokratie bilden die schottischen Hochlande das bevorzugteste Jagdrevier; zugleich sind sie das einzige Gebiet in England, wo man noch auf Hirsche pirschen kann. Auf unserem Bilde S. 29 ist der Jäger glücklich an ein Rudel bis auf Schußweite herangekommen. Zwar ist sein Standpunkt kein besonders anheimelnder, allein trotzdem muß er sich zum Schusse entschließen, denn die Tiere haben bereits die Gefahr gewittert. Schnell reicht der Jagdgehilfe seinem Herrn die Büchse zu, und jetzt muß Anlegen, Zielen und Schießen eins sein. Eine Sekunde später befindet sich das Rudel schon in voller Flucht, und der Schütze hat das Nachsehen.

Die Stephanskron.

Historische Erzählung von A. D. Borum.

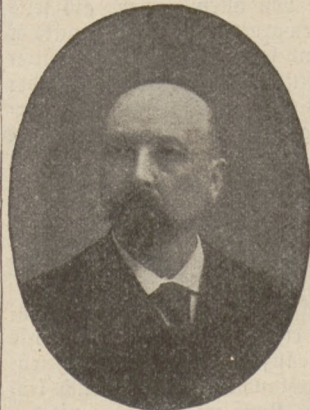
(Nachdruck verboten.)

Die Krone der Könige von Ungarn umgiebt in den Augen jedes Magyaren ein heiliger Nimbus. Diesem kostbaren Juwel, welches der römische Papst im Jahre 1000 dem ersten christlichen Könige dieser Nation, Stephan dem Heiligen, verehrt hatte, wird einzig und allein das Recht zuerkannt, die Königswürde zu sichern, das soll heißen: nur jenen erkennt der echte Ungar als seinen Herrscher an, dessen Stirne die heilige Stephanskron geziert hat.

Es ist daher auch eine streng geübte Pflicht des jeweilig Regierenden, diese Krone gehörig zu verwahren, und in Zeiten des Interregnums oder der Gegenkönige — die gerade in diesem Lande so oft auftraten — geht diese Pflicht an eigens dazu bestimmte Magnaten über, welche den Titel Kronhüter führen.

Ein königsloses Interregnum war nach dem Tode des habsburgischen Königs Albrecht II. eingetreten, der bekanntlich 1439 auf einem Zuge gegen die Türken an der Lagerfeuer starb und eine Witwe, Elisabeth von Luxemburg, zurückließ, die zur Zeit ihrer Entbindung entgegenschah.

Würde das nachgeborene Kind des verstorbenen Kaisers ein Knabe sein, so fiel diesem vertragsmäßig die Krone zu; aber auch in diesem Falle wollte ein Teil der Nation sich in den damaligen gefährlichen Zeiten nicht von einem Kinde und der unausbleiblichen Vormundschaft regieren lassen und sprach die verwaiste Königskrone dem thatkräftigen kriegerischen Sohne des mächtigen Jagellonenkönigs zu, während eine dritte Partei zu vermitteln suchte, indem sie die Königin-Witwe mit eben diesem polnischen Königssohn zu vermählen strebte.



Dr. C. Brenner,

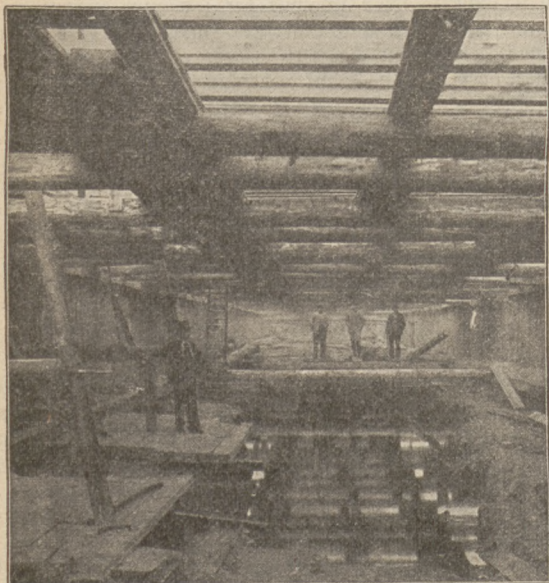
Schweizerischer Bundespräsident für 1901.

Nach einer Photographie von Jacques Weiß in Basel.

Von einem unerklärlichen Gefühle geleitet, daß der erwartete Erbe ein Knabe sein werde, wick Elisabeth diesem Vorschlag aus, wenigstens suchte sie ihn bis zur Entscheidung zu verzögern. Um aber erforderlichen Falles die Nation vor

eine fertige Thatsache zu stellen, erzog sie den abenteuerlichen Plan, die Stephanskron in ihren Besitz zu bekommen, und der ihr sehr ergebene Fürstbischof von Gran, der erste Geistliche des Landes, erklärte sich bereit, das königliche Kind in dessen ersten Lebensstunden zu krönen.

Die Krone und die sonstigen Kroninsignien wurden zur Zeit in der Feste Bisegrad in einer eichenen, eisenbebanderten Kiste verwahrt, die in der Nische einer Kasterdicken Mauer stand. Eine schwere eiserne Thür schloß diese Nische mit drei versiegelten Schlössern, von deren Schlüsseln und Petschaften die Königin, der Landespalatin Hedervary und der Kronhüter, der Schloßherr von Bisegrad, je ein Exemplar besaßen.



Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn zu Berlin: Tunnelbau in der Tauentzienstraße. Nach einer Photographie von Schmitt.

beginnt am Bahnhof Warschauerbrücke der Ringbahn zwischen Treptow und dem Schlesiischen Bahnhof im Osten von Berlin. Nachdem sie die Spree auf der Oberbaumbrücke überschritten, erreicht sie den Schlesiischen Bahnhof und zieht sich durch die Skalitzer- und Gitschinerstraße über das Hallsche Ufer bis zum Gelände der früheren Dresdener Bahn. Von dort zweigt sie sich nach Süden ab, erreicht, sich wieder westlich wendend, die Potsdamerstraße und taucht im Zuge der Kleiststraße bei der Eisenacherstraße unter das Straßenniveau, um, als Untergrundbahn fortgesetzt, auf Charlottenburger Gebiet zunächst am Zoologischen Garten zu enden. Von hier wird eine Verlängerungsstrecke bis zum Wilhelmplatz, im Herzen von Charlottenburg, geführt. Außer dieser Hauptstrecke erhält die Bahn eine östliche Fortsetzung zum Potsdamer Platz über den Landwehrkanal. Der Bahnkörper der Hochbahn stellt sich als ein fortlaufender, von eisernen Pfeilern getragener Viadukt dar, dagegen liegt die Fahrbahn in den Tunnelstrecken etwa 4,40 Meter unter dem Straßenpflaster. Unsere beiden Bilder veranschaulichen den Tunnelbau in der Tauentzienstraße und am Empfangsgebäude der Potsdamer Bahn mit Arbeitsgeleis.



Reichsbankpräsident Dr. Richard Eduard Koch. Nach einer Photographie von Jul. Braack in Berlin.



Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn zu Berlin: Tunnelbau am Empfangsgebäude der Potsdamer Bahn mit Arbeitsgeleis.

Nach einer Photographie von Schmitt.

Zum Schweizerischen Bundespräsidenten für das Jahr 1901 wurde der aus Basel gebürtige Dr. C. Brenner von der Bundesversammlung gewählt. Er gehört der radikalen Parteigruppe an und war unter dem Präsidium des Zürchers W. Hauser Vizepräsident des Bundesrats und gleichzeitig Chef des Departements der Justiz und der Polizei. — Die Deutsche Reichsbank ist am 1. Januar 1876 im ganzen Deutschen Reiche in Wirksamkeit getreten und hat daher jetzt das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens hinter sich. An ihrer Spitze steht seit 1890 der Reichsbankpräsident Dr. Rich. Ed. Koch, geboren am 15. September 1834 zu Kottbus, der seiner Zeit die wichtigste Stütze des damaligen Bankpräsidenten v. Dechend bei der Umwandlung der preussischen Zettelbank in die Reichsbank und bei der Einführung des Check- und Giroverkehrs war.



Stirshjagd in den schottischen Hochlanden. (S. 28)

Die erwähnte Nische befand sich nämlich in der Sakristei der alten Kirche dieser Burg, und Schloßhauptmann Gara hütete seinen Schatz, überdies war er ein entschiedener Gegner der Königin. Durch Bestechung und Intrigen war die Krone nicht zu bekommen, und ein Gewaltakt hatte nicht die geringste Aussicht.

Und doch sann eine Hofdame der Königin, ihrer Herrin zu Gefallen, einen kühnen Plan aus, der die Möglichkeit, die streng gehütete Krone zu erlangen, in nicht zu weite Ferne rückte. Diese Hofdame hieß Helene Rotaner, und nach ihrem noch vorhandenen Tagebuche *) ist die nachfolgende Geschichte geschrieben.

Daß zu dem kühnen Raube — denn ein solcher sollte es werden — die Mithilfe eines Mannes erforderlich war, ist natürlich; es befand sich auch damals im königlichen Schlosse zu Komorn ein junger Edelmann, ein entfernter Verwandter Helenens, der hierzu gewonnen werden sollte. Sein Name war Deden Ruticz; er hatte als Büchsen- und Geschützmeister einige Jahre in der Republik Venedig gewirkt und dort seine alchimistischen, chemischen und mechanischen Kenntnisse sehr erweitert. Helene Rotaner dachte eben diese Kenntnisse für ihren Zweck zu verwerten, und da sie die stille Neigung des geschickten Edelmanns für sie längst erkannt hatte, versprach sie ihm ihre Hand als Preis für die Mitthäterschaft an dem beabsichtigten, in seinem Zwecke hochpolitischen Diebstahle.

Fortan steckten die beiden tagelang beisammen, berieten und ratschlagten, machten Pläne und verwarfen sie, bis schließlich alles bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet war.

Noch verging einige Zeit, in welcher der kundige Büchsenmeister in seiner verschlossenen Werkstätte sonderbare Werkzeuge, Feilen und Schlüssel fabrizierte und geheimnisvolle Salben und Pulverchen mischte.

„Jetzt könnte uns allenfalls die Königin ihren Schlüssel und ihr Petschaft anvertrauen, es erleichtert unsere Arbeit,“ wandte Deden sich an Helene.

„Nein, ich werde mir diese Sachen ohne ihr Wissen verschaffen,“ entgegnete das Mädchen. „Die Person der Königin muß der Intrigue ganz fern bleiben. Sie darf, falls der Anschlag mißlingt, nicht bloßgestellt werden. Auch werde ich einen glaubhaften Grund finden, mit einem Auftrage der Königin und in Eurer Begleitung, Deden Ruticz, nach Bisegrad zu gelangen.“

Bisegrad, die feste Burg, liegt nur in einer geringen Entfernung von Komorn am anderen Ufer der Donau. Am Morgen des 20. Februar 1440 fuhr Deden Ruticz mit Helene in einem Schlitten über den gefrorenen Strom.

Der treue, in das Geheimnis aber nicht eingeweihte Diener Deden, dem eine besondere Rolle zugeadacht war, wurde nach der unweit gelegenen Belliser Mühle bestellt. Die beiden Liebenden erstiegen allein die Burg.

Auf das abgegebene Paßwort fielen vor der vertrauten Kammerfrau der Königin die schweren Brücken; die Wachen senkten grüßend ihre Hellebarden, und der herbeigeeilte Schloßhauptmann führte die Durchstörten in seine Privatwohnung zu Frau und Kind, um sie mit warmer Speise und Trank vorerst zu erquickeln.

„Wen habt Ihr uns da mitgebracht, Rotanerin?“ frug Frau Gara, auf Deden deutend.

„Einen Better und Spielgenossen, Herrn Deden Ruticz, einen vielgereisiten und vielgeprüften Mann. Er kam erst vor kurzem aus der Türkei, wo er lange Zeit in Sklaverei gelebt hat.“

„Ei, da wird er uns viel Schönes und Wissenswertes zu erzählen haben.“

„Wohl habe ich vieles erlebt und wüßte manches zu erzählen,“ nahm Deden das Wort. „Doch bitte ich, mir für heute dieses zu erlassen, ich fühle mich krank und elend.“

„Ihr seht auch blaß und siebernd aus.“
„Seit ich in der Türkei die Pest gehabt habe, will es mit meiner Gesundheit nicht mehr recht besser werden,“ stöhnte Deden mit matter Stimme.

„Wie? Ihr waret pestkrank und seid davon gekommen?“ rief Frau Gara und zog ihre kleinen Kinder ängstlich aus der Nähe eines Mannes fort, dem vielleicht noch Keime der entsetzlichen Krankheit anhaften könnten.

„Von hundert Pestkranken schenkt Gott kaum einem die Genesung,“ meinte Helene. „Wenn nur mein lieber Better nicht rückfällig wird.“

„Ich hoffe,“ erwiderte Deden traurig und mit matter Stimme, „daß das Feuer, das jetzt in meinen Adern kreist und trotzdem die Todeskälte meiner Füße nicht zu bannen vermag, nur Müdigkeit — von meiner — langen Reise ist.“

„Für alle Fälle ist Vorsicht nötig,“ bestimme der Schloßhauptmann. „Wer weiß, welch unliebsamen Gast Ihr uns da eingeschmuggelt habt, Rotanerin! Ihr müßt auf Eurer Kammer mit dem kranken Better bleiben und dürft sie unter keiner Bedingung verlassen, bis er völlig gesund ist. Ihr, kranker Mann, trinkt heißen roten Wein mit ungarischem Pfeffer, das ist gut für alles. Gebe Gott, daß Ihr keinen Rückfall bekommt.“

Damit wandte sich der Schloßhauptmann ab, und alle vermieden ängstlich den Umgang mit den beiden neuen Ankömmlingen, welchen weit abseits von den Wohnungen der anderen zwei Kammern angewiesen wurden.

Trotz des gepfefferten Weines machte die Krankheit Deden rasche Fortschritte; der Leidende bekam eine bläuliche Färbung, ächzte und schrie; der alte Zigeuner, der die Stelle eines Burgarztes versah, blickte vorsichtig zum Fenster hinein und ließ dann eilends davon, überall verkündend, der Fremde habe wirklich die Pest.

Nur Helene hielt treu bei dem Kranken aus und pflegte ihn bis zum nächsten Tage. Da trat sie weinend an das Fenster und verkündete, daß ihr Better gestorben sei.

Bald erschienen zwei Männer mit verhüllten Gesichtern, Berg in Mund und Nase; sie hatten Haken mitgebracht, um die Leiche herauszuziehen. In scheuer Entfernung hielten sie sich vor dem auf dem Sterbelager regungslos daliegenden Ruticz und seiner in Schmerz aufgelösten Pflegerin und räuchernten mit Harz und Wacholderbeeren fortwährend um sich herum.

Helene forderte energisch, daß der Tote nicht einfach eingescharrt werde, sondern einen Sarg erhalte, wenn auch nur aus einfachen Brettern, auch müsse er in der Kirche oder der Totenkammer eine Nacht lang beigesetzt werden, sie selbst wolle die Totenwache bei ihrem geliebten Better halten, die Totengebete verrichten und ihn morgen in geweihter Erde begraben. Der Verschiedene sei Edelmann; sie würde sich bei der Königin bitter beschweren, wenn man ihren Wünschen nicht nachkomme.

Der Schloßhauptmann wollte dem Liebling der Fürstin doch insoweit dienlich sein, als die Vorsicht und die Furcht vor der schauerlichen Krankheit gestattete. Er ließ daher in aller Eile einen rohen Kasten zimmern, und nach einer guten Stunde erschienen wieder die beiden Knechte, welche diesen primitiven Sarg in die Kammer schoben. Helene gab sich nun schwere Mühe, den Körper in seine letzte Be-

hausung zu bringen, und mitleidig halfen die Knechte mit Stangen und Stricken dabei, ohne den gräßlich entstellten, bereits schwarzblau gewordenen Leichnam zu berühren; ja, sie wagten ihn kaum anzusehen. Dann band das Hofräulein eine Seilschlinge um den Sarg und schob ihn auf einen kleinen niederen Hand-schlitten, vor den sich die Knechte spannten und an einem langen Seile die unheimliche Last nach der im Salomonsturm neben der Schloßkapelle befindlichen Totenkammer schleppten. Zum Schluß begaben sie sich in die Kammer, um auf Befehl des Schloßhauptmanns das Bett und die wenigen Geräte, welche der Pestkranke berührt hatte, mit heißem Wasser zu waschen oder zu verbrennen und die ganze Kammer mit harzreichem und grünem Holz auszuräuchern.

Als es Nacht und ruhig im Schlosse geworden war, erhob sich der vermeintlich Tote vorsichtig von seinem Lager, sperrte, etwaige Ueberraschungen fürchtend, die Außenthür der kleinen Totenkammer ab und entnahm seinen Taschen mehrere verschiedenartig gestaltete Schlüssel und Werkzeuge, um jene Thür zu öffnen, welche von der Totenkammer direkt in die Schloßkirche führte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen ging der Niegel zurück, und ebenso gelang es, die schwere Sakristeithür zu öffnen. Die kleine Eisenthür jedoch, welche die Mauernische verschloß, in der sich die Krone befand, spottete aller Anstrengungen. Deden feilte, drehte, bohrte daran herum, daß der Schweiß ihm von der Stirne rann und helle Bäche und Rinnen in das blau bemalte Gesicht zeichnete — vergeblich! Zwar das Siegel Garas war leicht mit einer erhitzten Messerlinge von der Mauer und der Eisenplatte abgelöst worden, mit dem Siegel der Königin brauchte man weniger Umstände zu machen, da Helene das Petschaft mitgenommen hatte, wie auch eines der Schlösser mit dem Schlüssel der Königin leicht zu öffnen war. Zu den anderen beiden Schlössern aber wollte keiner der mitgenommenen Nachschlüssel passen, und alles Feilen und Probieren war vergebens.

Helene, die Deden hilfreich zur Hand ging oder vorsichtig hinauspähte und horchte, ob der Schritt der Wachen sich nicht in der Nähe vernehmen lasse, war in namenloser Angst, denn Deden erklärte, einen Gewaltakt vornehmen zu müssen, welcher das Innere der Schlösser zerstören werde. Hierdurch ward nicht nur die spätere Entdeckung des Raubes eher ermöglicht, sondern es war auch eine momentane Gefahr zu befürchten, da diese beabsichtigte Zerstörung nicht ohne Geräusch geschehen konnte. Doch es blieb kein anderer Ausweg übrig.

Deden schüttete nun feines Schießpulver in die Schlüssellocher, steckte eine Zündschnur hinein und eilte mit Helene in die Totenkammer zurück. Er streckte sich abermals auf sein schauerliches Lager, Helene legte viel Räucherwerk auf die Glut des mitgebrachten Kohlenbeckens und schloß die äußere Thür wieder auf.

Sie hörten das Zischen der brennenden Zündschnur, dann einen kurzen, scharfen Schlag, dem ein Klingeln und Tönen wie von springenden Federn folgte; dann war wieder überall Ruhe.

Jetzt aber begann es sich im Schloßhose zu regen; man hörte Stimmen und Rufe. Es war ein banger Moment der Gefahr. Schon näherten sich schwere Tritte dem Salomonsturm und der Kapelle.

Die Stimme des Rottmeisters einer Ronde frug durch die Thür, ob hier nichts geschehen sei.

Helene öffnete die Thür. Die rauhen Kriegsknechte blieben in ängstlicher Entfernung und starrten angstvoll nach dem regungslosen

*) R. und I. Privatbibliothek.

Mann, der im Dunste von Rauchwerk und Schwefeladern noch gräßlicher aus sah.

Der Rottmeister wiederholte die Frage nach dem Knalle, dessen Ursprung hierher leitete.

„Was weiß ich!“ antwortete Helene. „Hier war es nicht. Es wird vielleicht das Krachen des besthenden Donauweises gewesen sein.“

„Ja, ja, so wird es sein,“ meinte der Rottmeister und beeilte sich, den schauerlichen Ort rasch wieder zu verlassen.

Nun schlich Dedens wieder nach der Sakristei zurück und forschte beklommenen Herzens nach der Wirkung seiner Arbeit. Die äußere Platte der schweren Eisenthür wies keine Veränderung auf, als er aber mit geübter Hand den Dietrich in das Schlüsselloch steckte, fühlte er sofort, daß innen die Federn abgesprengt und gebrochen waren. Wenig Arbeit bedurfte es noch, um die Thür ganz zu öffnen und die mit starken Eisenbeschlägen bewahrte Eichenkiste hervorzuziehen, welche die Krone barg.

Neue Schwierigkeiten! Hier waren mehrere Schlösser von Dedens unbekannter Beschaffenheit, deren Eröffnung, wenn überhaupt möglich, viel Mühe und Zeit erfordern würde. Dedens dachte nach, während er die Kiste wendete und drehte.

„Man muß sie durchbrennen,“ murmelte er. „Reich mir eine Fackel, Helene!“

Mit eigens zubereiteten Fackeln und Feuerwerkstoff brannte der Büchsenmeister ein so großes Loch in die Holzwand der Kiste, daß nach Abbiegung einiger Beschläge die heiß ersehnte Krone durch diese herausgenommen werden konnte. Sofort nähte sie Helene in ein mitgenommenes, mit weichen Daunen gefülltes Polster, während Dedens, um eine Entdeckung zu verzögern, sich Mühe gab, die eiserne Röhrenthür wieder zu schließen, die vorhin abgelösten Siegel wieder anzukleben, sowie alles zu fegen und jede Spur der geheimen Thätigkeit zu beseitigen.

Als der Morgen graute, lag Dedens wieder in dem Sarge, in den er sich jedoch nun Luftlöcher gebohrt hatte. Helene fuhr fort, Harzwerk und Wacholderbeeren auf die stets unterhaltene Glut des Kohlenbeckens zu streuen, bis die beiden Knechte erschienen und, ohne die Totenkammer zu betreten, den Handschlitten mit seiner Last in einen kleinen Vorhof zogen.

Kurze Zeit darauf kam ein Minorit, der die Geschäfte eines Burggeistlichen verrichtete, segnete die vermeintliche Leiche ein und sang die Totengebete ab.

Auch der Burghauptmann war bei der traurigen Zeremonie zugegen, aber gleich dem Brierster hielt er sich in vorsorglicher Entfernung.

„Gott hat Euch, scheint es, bisher vor Ansteckung bewahrt,“ rief er Helene zu. „Viel leicht thut er ein Wunder, und Ihr bleibt gesund. Doch dürft Ihr Euch fünf Tage lang keinem Menschen nähern. Am Ende des Dorfes steht ein kleines leeres Häuschen; dort werde ich Speise, Trank und Holz hinbringen lassen; der Zigeuner soll Euch Arznei und heilkräftige Kräuter bereiten; zur Mittagszeit könnt Ihr dort einziehen. Wollt Gott, daß ich in fünf Tagen Euch heil und gesund wieder sehe!“

Helene dankte nur mit stummem Kopfnicken und folgte dem Sarge, den nun die beiden Knechte aus der Burg schleppten. Die Thorswache war gar nicht angetreten, der einzige Wachtposten, der bei dem Thore pflichtgemäß stand, drückte sich furchtsam in eine Nische und hielt ein in Essig getränktes Tuch vor Mund und Nase.

Auf einem Umweg um das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf herum bewegte sich der traurige Zug, von niemand beachtet, von niemand gesehen, und gelangte nach einer

Stunde in die Nähe des bescheidenen Dorfkirchhofes, der hinter einem Erlenwäldchen einsam und düster dalag.

Helene schien immer müder geworden zu sein; schon früher hatte sie das Bündel mit ihren Habseligkeiten — darin die im Polster eingenähte Krone —, das sie bisher getragen, auf den Schlitten gelegt. Jetzt bat sie die Knechte, etwas rasten zu dürfen. Sie setzte sich auf den Schlitten und lehnte weinend ihr Haupt über den Sarg.

„Ich kann nicht weiter!“ schluchzte sie.

Die Knechte versuchten noch einige hundert Schritte die verdoppelte Last weiterzuschleppen, aber der schlechte Weg gestattete das nicht. Sie hielten inne und beratschlagten.

„Wisset, Fräulein,“ sagte darauf der eine, „wir gehen derweilen, das Grab zu schaufeln. Rastet Euch aus und erholt Euch; in einer Stunde sind wir wieder da.“

Die Knechte gingen; weit und breit Totenstille in der öden Gegend.

Da hob sich der Sargdeckel, und Dedens kroch behutsam heraus. Mit Hilfe Helenens schleppte er aus dem Gehölz am Wege einen Baumstumpf herbei und legte diesen nebst einigen Steinen schnell in den Sarg; dann nahm er raschen Abschied von dem Mädchen und schlich sich vorsichtig längs des Erlenwäldchens fort, welches zur Belliser Mühle führte. Hier wusch er mit Schnee Gesicht und Hände und suchte seinen Diener auf, der mit zwei Reitpferden auf ihn, der Verabredung gemäß, wartete.

„Du reitest mit mir bis ins nächste Dorf, dort mietest du einen schnellen Wagen und kehrt wieder hierher zurück, wo die Rotanerin auf dich warten wird,“ befahl Dedens, sich in den Sattel schwingend.

„Ja, Herr.“

Und fort stoben die Reiter.

Nach einer guten Stunde kehrten die beiden Knechte nach vollführter Arbeit zurück. Helene, die bei ihrer Ankunft über den Sarg gelehnt dasaß, erhob sich, um anzudeuten, daß sie nunmehr Kraft genug fühle, ihnen zu folgen.

Bald war der kleine Zug bei der offenen Grube angelangt, und die Knechte senkten an Stricken den Sarg hinab.

„Es kommt mir vor, als ob er jetzt schwerer geworden wäre,“ stöhnte der eine.

„Das macht, weil wir müder sind,“ erklärte der andere; und eifrig schaufelten sie den Sand in die Grube.

Helene reichte den Männern fünf Goldstücke für die Arbeit. Voll freudiger Gier blickten deren Augen, aber verlegen traten sie zurück; der eine reichte ihr die Schaufel hin.

„Legt das Geld darauf, Fräulein!“ sprach er. „Wir werden es beim Schmied ausglühen lassen. Und habt Dank dafür, Ihr werdet es vielleicht nicht mehr brauchen. Bleibt noch einige Stunden draußen im Freien, wir wollen indes das Häuschen für Euch einrichten und uns baden und unsere Kleider verbrennen.“

Sie entfernten sich nach dem Dorfe zu; aber auch Helene blieb nicht mehr lange auf dem Friedhofe. Sie wanderte quer durch das Erlenwäldchen und wartete mit Bangen auf die Kutsche, welche endlich erschien und das Hoffräulein, deren körperliche und moralische Kraft bereits auszugehen drohte, nach Komorn entführte.

In derselben Nacht hatte die Königin-Witwe Elisabeth einem Knaben das Leben gegeben. Es war dies der in der Geschichte als Wladislaw Posthumus bekannte König von Ungarn, ein unentwickeltes, schwaches Kind, das nur mit Aufgebot der größten Sorgen und Mühen am Leben erhalten werden konnte.

Trotzdem erstarbte durch diese Nachricht die königliche Partei ungemein, das Volk jubelte seinem im Lande geborenen König zu, selbst viele Unionisten verlangten die sofortige Krönung des Kindes, um weiteren Verhandlungen und Auseinandersetzungen die Spitze abzubrechen.

Da setzte sich der Palatin Hedervary mit bewaffneter Mannschaft vor das Bisegrader Schloß und verweigerte die Herausgabe der Krone. Wie erstaunte er aber, als sein Gegner, der Fürstprimas, das königliche Kind in feierlicher Weise in Stuhlweißenburg mit der echten Krone des heiligen Stephan zum Könige von Ungarn krönte. Das geschah am 15. Mai 1440.

So hatte die kühne That Dedens und Helenens wenigstens für den Anfang die ungarische Krone dem Hause Habsburg gesichert. Glück und Zufriedenheit brachte sie aber nur den beiden Beteiligten. Reich beschenkt und mit einem großen Freigute bei Güns und Königin-Kloster belehnt, verließ Helene ihre Herrin, heiratete den geschickten Büchsenmeister und wurde die Stammutter eines noch jetzt lebenden Geschlechtes.

In Ungarn aber wurde der Bürgerkrieg dennoch nicht verhütet; die Unionisten riefen trotz alledem den polnischen König ins Land und krönten ihn, da die echte Krone nicht zu haben war, mit der aus dem Grabe des heiligen Stephan direkt entnommenen nachgemachten vergoldeten Kupferkrone, welche vor 400 Jahren dem Gestorbenen auf das Haupt gesetzt worden war; und nun kämpften Ungarn gegen Ungarn um die Rechtmäßigkeit ihres Königs; auf der einen Seite überdies Polen, auf der anderen hingegen böhmische Hussitenkrieger unter dem berühmten Giska von Brandeis; an den Grenzen des Landes aber wüthete der Türke.

Der deutsche Kaiser, Friedrich III., unterstützte als Habsburger natürlich die Partei seines Hauses, aber für die vorgeschossenen Gelder nahm er zuerst die Krone, dann sogar den gekrönten Knaben als Pfand. Mittlerweile starb 1442 die unglückliche Elisabeth, 1444 fiel bei Barna der junge Polenkönig in der Türken Schlacht, und das von Matthias Corvinus im Namen des nun allgemein anerkannten Wladislaw Posthumus verwaltete Land verlangte vom deutschen Kaiser entschieden die Herausgabe seines Königs, der seine freudlose Jugend in deutschem Gewahrsam verlebte.

Er sollte nicht zur Regierung kommen. Kaum siebenzehn Jahre alt starb er an der orientalischen Pest, an derselben Krankheit, welche vorgeschützt worden war, um als Mittel zu dienen, ihm die Krone zu sichern.

Nun versuchte es Friedrich III., den ungarischen Thron zu besteigen, und ließ sich in Wiener-Neustadt durch den Fürstbischof von Salzburg mit der noch immer als Pfand zurückbehaltenen Stephanskron krönen, verzichtete aber nach langwierigen Unterhandlungen auf den Thron und lieferte endlich auch gegen eine hohe Abfindungssumme die Krone, welche er dreiundzwanzig Jahre besessen, an Ungarn aus. Der tapfere Matthias Corvinus wurde nun König.

Mehr als dreihundert Jahre blieb die Krone im Lande, bis Kaiser Joseph II., in Ausführung seiner zentralistischen Ideen, die ungarischen Krönungsinsignien in die Schatzkammer nach Wien bringen ließ. Der darüber ausgebrochene Unmut und die drohende Revolution nötigten ihn aber, sie wieder nach Ungarn zurückzusenden. Gerade als die Krone in Ofen ankam, starb in Wien der Kaiser Joseph II., am 20. Februar 1790, und ebenfalls genau an diesem Tage dreihundertundfünfzig Jahre früher war die Krone durch Helene Rotan und ihren Bräutigam entführt worden.

Noch ein drittes Mal wurde die Krone entführt. Es war im Jahre 1849, als der Diktator des gegen Oesterreich kämpfenden ungarischen Reiches, Ludwig Kossuth, die Krönungsinsignien beim Anrücken der Oesterreicher mit sich nahm und sie, ehe er in die Türkei floh, noch auf heimatlichem Boden in die Erde vergrub. Jahrelang blieb das Geheimnis bewahrt, die Stephanskrone war verschollen, bis im Jahre 1853 die Stelle verraten, und die Krone wieder ausgegraben wurde.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Elefant auf dem Theater. — Auf dem Theater zu Marseille produzierte sich im Jahre 1833

der Elefant Kiouny, welcher auch in Paris und Lyon große Sensation gemacht hatte. Dieses Riesentier war Eigentum der Gebrüder Raffey. Wie sie es angefangen, ihn für das Theater auszubilden, haben sie in einem Buche beschrieben.

Das Stück, worin Kiouny auftrat, führte den Titel: „Kiouny oder der Elefant und der Page“, und es hatte nur insofern Wert, als es die wunderbare Gelehrigkeit des gewaltigen Tieres darthat.

Die schwersten und schönsten Leistungen Kiounys waren erstlich die Befreiung seines Herrn aus dem Turme, wobei er ihm eine Zeile hinaufreicht und dem schlafenden Wächter auf sehr listige Weise die Schlüssel stiehlt; sodann war der Tanz des schwerfälligen Tieres in dem Hochzeitsreigen, sein Kampf mit der Schlange und sein Niederfallen unter dem Gewehrfeuer der Verfolger besonders bewundernswürdig. Die schönste und rührendste Scene aber war unstreitig die des letzten Actes, wo seine Herrin jammernd ihr

kleines Kind sucht, das sie im Walde verloren. Da erscheint im Hintergrunde der treue Kiouny. Mit seinem Rüssel trägt er das Mädchen, das nach der Mutter ruft. Ein Bach hemmt des Elefanten Schritt; er reißt einen Baum aus der Erde, legt ihn als Brücke über das Wasser, schreitet auf dem schwachen Stege hinüber und legt das Kind in die Arme seiner Mutter. Ein langer, rauschender Beifall folgte diesem Kapitalkunststück. Das Riesentier trat einige Schritte vor und schaute das Publikum mit seinen klugen Augen an. Es schien gar wohl eine Ahnung zu haben, daß der stürmische Applaus der Menge ihm gelte.

Kiounys ganze Darstellung war trefflich; immer erschien er zu rechter Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, ohne Führer, bloß dem Zuge seines getreuen Gedächtnisses folgend.

Nur einmal erlaubte sich das treue Tier zum Scherz ein wenig zu extemporisieren. Es näherte sich dem Musikdirektor, der auf seinem erhabenen Stand-

Humoristisches.



Der Gesundheitskuchen.

Fritzl: Was fehlt denn deinem Karl, daß man den gar nimmer sieht?
Kosl: Zu viel Gesundheitskuchen hat er 'geessen, nachher ist er krank word'n.



Geißesgegenwart.

Geflatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich Ihnen vor— (gleitet bei seiner graziosen Verbeugung aus und fällt auf's Eis) lege!

punkte gravitatisch den Takt schlug, guckte in sein Notenbuch und schien nähere Bekanntschaft mit ihm machen zu wollen. Der Musikdirektor, über den unerwarteten Besuch ein wenig verblüfft, versetzte dem neugierigen, großnasigen Herrn mit dem Fiedelbogen einen Klaps auf den Rüssel. Zum Glück nahm der Elefant diese Zurechtweisung mit guter Art auf und ließ den unhöflichen Musikus ferner ungeschoren. [C. L.]

Eine kurze Petition. — Im Oktober 1802 beschlossen die Bewohner der kleinen Stadt Caudebec, welche es müde waren, immer und immer wieder fruchtlos um eine Chaussee von Caudebec nach Rouen und Havre beim Minister zu petitionieren, sich an den ersten Konsul zu wenden. Der Gemeinderat richtete demzufolge folgende Petition an Bonaparte: „Sie, der Sie so vortrefflich Ihren Weg machten, verhelfen Sie uns auch zu dem unserigen.“

Die Chaussee wurde gebaut. [C. L.]

Ein vorteilhafter Vorschlag. — In einer der letzten Schlachten des Sezessionskrieges in Nordamerika wurde der rechte Arm des Generals Howard von einer Kugel zerschmettert und mußte oberhalb des Ellenbogens amputiert werden. An seinem Lager stand General Kearney, der im mexikanischen Kriege den linken Arm verloren hatte. „General,“ sagte Howard, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: lassen Sie uns künftig unsere Handschuhe zusammen kaufen.“ [—dn—]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 3:

Troden Brot mit Freud' ist besser als Braten mit Leid.

Buchstaben-Rätsel.

Qualt's in der Fremde dich mit h,
So liegt der gute Rat auch nah:
Schlag nur sofort mit g es ein,
Dann wird die Qual gehoben sein.

Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösungen von Nr. 3:

des Schieb-Rätsels:

- VESUV
- SIBIRIEN
- GLEICHENBERG
- SILBERLÖWE
- SEESTERN
- KLOPSTOCK
- KÖNIGIN
- LAPPLAND
- IFFLAND
- PERSIEN

„Viele Köpfe, viele Sinne“;

des Homonymus: Bedacht.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.